

Vorwort

Die Beziehungen zwischen einem Author und seinem Verleger sind zumeist zwiespältig. Es besteht ein beiderseitiges Interesse, die Veröffentlichungen einer so breit als möglichen Leserschaft zugänglich zu machen, aber es kommt auch manchmal zu Reibungen über Ausstattung, Tantiemen und ähnliche Angelegenheiten. Mein Vater Ludwig Feuchtwanger war als Leiter des Verlags Duncker & Humblot der Verleger Carl Schmitts von 1918 bis 1933. Wie aus dieser Korrespondenz zwischen ihnen hervorgeht, waren die Missverständnisse, die es ab und zu gab, nebensächlich und bald vergessen. Der Gedankenaustausch über die grossen Probleme dieser ereignisreichen Zeit war jedoch überaus rege und fusste auf gegenseitigem geistigem Verständnis. Er gibt daher diesem Briefwechsel sein besonderes Interesse.

Ludwig Feuchtwanger wurde akademischer Leiter des Verlags Duncker & Humblot kurz vor Ausbruch des ersten Weltkriegs, im Alter von 28 Jahren. Er war ein Schüler Gustav Schmollers, des Doyens der Kathedersozialisten, und der Verlag war eng mit dem Verein für Sozialpolitik verbunden. Gegen Ende des Kriegs brachte Feuchtwanger den damals dreissigjährigen Carl Schmitt als Autor in den Verlag. Während der Weimarer Zeit erschienen seine Veröffentlichungen fast ausschliesslich bei Duncker & Humblot. Sie begründeten Schmitts Ruf als den vielleicht intellektuell anspruchsvollsten Verkünder des Endes des liberalen Zeitalters. Feuchtwanger verstand nur zu gut, welche Bewandnis es in den unruhigen Zeiten nach dem Krieg mit dem bürgerlichen Liberalismus der Vergangenheit hatte, war auch von den Umwandlungen des Zeitgeists fasziniert, aber wohl war es ihm dabei sicher nicht. Am 22. November 1923 schrieb er von München an Schmitt. Wenige Tage vorher brachte die Einführung der Rentenmark die grosse Inflation plötzlich zu Ende, aber am Tage nachher wurde der Stresemann Regierung im Reichstag das Vertrauen entzogen. Kaum vierzehn Tage waren vergangen seit in München Hitlers Putschversuch misslungen war. Es war also ein Höhepunkt der Nachkriegswirren:

Hier erhält man noch Tag für Tag Anschauungsunterricht über "Allgemeine Staatslehre". Die alten Meister Machiavelli und Bodin, Hobbes und Burke – die man doch fast 50 Jahre lang, als so turbulente Zustände nur in der Historie zu lesen waren, allmählich recht transparent und blass gesehen hat – werden fatal lebendig: es ist anzunehmen, dass wieder eine grosse Literature-epoche der Staats- und Gesellschaftslehre kommt, die wohl zum Hintergrund jenen Anschauungsunterricht braucht. Hoffentlich kurieren uns die heutigen "Meister der Politik" nicht zu Tode [S.43; bezieht sich auf *Meister der Politik*, 2 Bde., hrsg. Erich Marcks und K.A. von Müller, Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1922].

Über vier Jahre später schrieb Schmitt an Feuchtwanger über den Niedergang des Liberalismus in seiner charakteristischen Weise:

Ich sehe hier in Berlin daß es...proletarischer Masse. [S.327, 4/04/1928]

Trotz allem konnte sich Feuchtwanger nicht von Wissenschaftlichkeit und Objektivität trennen, aber auch er teilte zu einem gewissen Grade das Unbehagen vieler deutscher Intellektuellen vor dem Einbruch der Massen in die Politik:

Glaube ... geistigen Kurzschlüssen [12/04/1930, S.384]

Über den wachsenden Rechtsradikalismus waren sich Schmitt und Feuchtwanger kaum einig. Aus den wichtigen Briefen vom Februar und März 1931 [S.395ff.] ist zu ersehen, dass Feuchtwanger versucht die Publizistik der Rechtsradikalen zu verstehen, aber dass er sie abstossend und von niedrigem Niveau fand. Einbegriffen in seine Verurteilung ist Ernst Jünger, ein lebenslanger Freund Schmitts. "Das Zuschlagen steht den Herren doch besser als das Denken und Schreiben", so schreibt er an Schmitt. Dieser jedoch verteidigt Jünger:

Er ist ein Soldat...Nichts-als-Literaten. [S.400, 20/03/1931]

Aber Feuchtwanger antwortet am 7.August:

Das gute Schreiben...gelesen wird [s.416]

In einigen Briefen aus dieser Zeit bringt mein Vater seinen Unmut zum Ausdruck über die Art und Weise in der rechtsradikale Publizisten, die Anhänger der so genannten Konservativen Revolution, das Werk Schmitts vulgarisieren. So schreibt er über Edgar Jung am 2.Februar 1931 [S.395]: "Die breite Bettelsuppe...unerträglich". Vielleicht unterlag mein Vater hier einer Selbsttäuschung, wenn er glaubte dass Schmitt genau so über die Rechtsradikalen dachte wie er. Jedenfalls wollten sie beide trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten auf freundschaftlichem Fuss bleiben, da sie sich immer noch intellektuell gegenseitig schätzten.

Zu diesem Zeitpunkt wird Schmitt noch nicht der Meinung gewesen sein, dass die Nazis schliesslich den Kampf gewinnen würden. Im März 1931 beklagt er sich darüber dass er in Wien von der einen Seite als Fascist und National-Sozialist angegriffen wird, von der anderen als ein "geldgieriger Judenstämmling" [S.401]. Als die Brüning Regierung dann die Beamtengehälter kürzt, ist Schmitt verärgert weil er als "Leibjurist Brünings" von dieser Seite angeprangert wird [S.439, 10.November 1931]. Feuchtwanger kann nicht die liberalen Werte der Wissenschaftlichkeit, Rationalität und Objektivität gehen lassen, aber er resigniert zusehends. Im Juni 1931, als sich die Brüning Regierung in schwerster Krise befand, schreibt er:

Meine Verachtung...regierungsfähig sind. [S.408, 6.Juni 1931]

Und ein Jahr später, am 6.Mai1932:

Aber ich fürchte...herbeiwünscht [S.449]

Carl Schmitt trafen sich zum letzten Mal persönlich in der Wohnung meiner Eltern in München um den 30. Juni 1932. Es war das einzige Mal dass ich, damals sieben Jahre alt, Schmitt zu sehen bekam. Ich erinnere mich an eine Abendgesellschaft von Gästen im Studier- und Bibliothekszimmer meines Vaters. Wenn man aus dem Fenster blickte, konnte man die Fenster einer ähnlichen Wohnung sehen, der Privatwohnung Hitlers. Mir wurde gesagt, dass ein berühmter Professor zu Gast sei und dass ich allen Gästen die Hand schütteln und dann das Zimmer wieder schnell verlassen sollte. Soweit ich mich erinnere stand Schmitt im Bogen des Klaviers, das sich ihm Zimmer befand, mit seinen Ellbogen auf dem Deckel des Flügels und gegenüber den übrigen Gästen. Dieser Flügel steht noch jetzt meinem Haus in der grünen Landschaft Südenglands.

Aus den Briefen des Jahres 1932 lässt sich schliessen dass Schmitt und mein Vater sich immer noch gerne schriftlich oder mündlich unterhielten und wahrscheinlich war das nicht nur aus Höflichkeit. Möglicherweise hat die Tatsache, dass sie über manch Prinzipielles nicht einer Meinung waren, ihren Gedankenaustausch eher interessanter gestaltet. Von den schlimmsten Auswirkungen der Wirtschaftskrise, die damals über Deutschland hereinbrach, waren sie beide etwas geschützt. Glücklicherweise konnten sie nicht die fatalen Konsequenzen vorausahnen, die sich aus den Ideen und Ideologien ergeben würden, über die sie so anregend sprachen und korrespondierten. Beide wurden im weiteren Verlauf der Ereignisse von diesen Konsequenzen schwer betroffen. Zwar überlebten sie beide den Krieg, mein Vater nur kurz, aber die Entwicklung der Laufbahn, die sie erwarten konnten, war auf immer unterbrochen und konnte nie wieder gut gemacht werden.

Wie sich aus seinen Werken und den beiläufigen Bemerkungen in diesen Briefen ersehen lässt, konnte der Übergang zum Dritten Reich Carl Schmitt keine zu grossen Schwierigkeiten bereiten. Teilweise war er sicher vom Wunsch motiviert weiterhin eine bedeutende Rolle zu spielen. Er war kein Ideologe des Nationalsozialismus, aber diese Ideologie war ihm nicht fremd. Der Antisemitismus der Nazis hat ihm auch kaum Beschwerden gemacht. Was er 1928 an meinen Vater schrieb war charakteristisch für seine Meinung auf diesem Gebiet:

Daß die Juden...Prinzipien bestehen. [S.330]

Schmitt konnte nicht die radikale Form voraussehen, die der nationalsozialistische Antisemitismus schliesslich nehmen würde, aber er war sich durchaus einig mit Hitler und Goebbels dass die Ideen von 1789 tot waren. Schmitts Rolle im Dritten Reich ist vielerorts und ausreichend debatiert worden und braucht hier nicht weiter diskutiert zu werden. Man kann sie kaum glorreich nennen und Schmitts Umgang mit meinem Vater nach 1933 ist ein kleines Beispiel für sein moralisches Versagen. Hier ist ein Auszug aus dem wahrscheinlich letzten Brief Schmitts an meinen Vater, vom 15. November 1933. Das Original ist in meinem Besitz und nicht hier abgedruckt. Nach einigen häuslichen Angaben über seinen Umzug von Köln nach Berlin, schreibt Schmitt:

Ich habe eine grosse Sammlung von Briefen, die ich in den letzten 6 Monaten von Juden erhalten habe. Die meisten sind sehr minderwertig und ohne jede Einsicht. Ihr Brief hat mir den Wunsch nach einem Gespräch von neuem belebt.

Hätten sein jüdischen Korrespondenten wirklich mehr Einsicht haben sollen bei ihrer Verfolgung und Demütigung, die schliesslich in ihrer Ermordung ihr Ende finden sollte? Immerhin konnte Schmitt noch zugeben, dass er von Juden Briefe erhalten habe, aber bald verdeckte er das. Sein mächtiger Intellekt und seine scharfe Analyse genügten jedenfalls nicht ihm die Einsicht zu geben, wie zerstörerisch und schliesslich selbsterstörerisch die Dynamik des Nationalsozialismus wirklich war.

Mein Vater konnte es auch nicht vollauf sehen. Nachdem die Massnahmen von Goebbels ihn benötigt hatten sich von Duncker & Humblot zurückzuziehen, fand er ein neues Wirkungsfeld in der späten Renaissance der deutsch-jüdischen Kultur, die man eine Blüte angesichts des Todes genannt hat, erzwungen durch die Nazipolitik die Juden erneut ins Ghetto zu treiben. Er reiste weit in Deutschland herum, hielt Vorträge vor einer oft jungen Zuhörerschaft, die ihm wie nie zuvor Aufmerksamkeit schenkte. Er schrieb viel für die jüdische Presse und wurde mehr zu einer öffentlichen Figur als er es je war. Es fusste auf der Illusion dass sich eine getrennte jüdische Existenz in Deutschland fortsetzen liess. Diese Vision lässt sich dem schmerzlichen Brief vom 11.November 1933 entnehmen, in dem er Schmitt seinen teilweisen Rückzug von Duncker & Humblot mitteilt:

So blieb ich...Blatt.

Er entwickelt dann sein Konzept eines dauerhaften Ghettostatus für das deutsche Judentum:

Ich meine auch...Regelung nötig. [S.472 etc.]

Der schon zitierte Brief Schmitts an meinen Vater, vom 15.November 1933, ist wahrscheinlich die Antwort auf diesen Brief.

Die mörderische Radikalisierung, die in der Natur des Hitlerregimes lag, überschritt einstweilen auch den Horizont von Ludwig Feuchtwanger. Die Kristallnacht im November 1938 und die darauf folgenden 6 Wochen in Dachau machten die Wirklichkeit klar. Mein Vater erkannte nun, gerade noch rechtzeitig, dass er Deutschland so schnell als möglich verlassen musste. Er machte was er konnte aus seinem Exil, interessierte sich sehr für ein neues kulturelles Milieu, aber der Sauerstoff der deutschen Sprache war ihm genommen und ohne ihn konnte er nicht voll wirken. Im Jahr 1945 kehrte er kurz nach Deutschland zurück, unter dem Mantel der amerikanischen Armee. Die langen Briefe, die er über die Lage in Deutschland am Ende des Kriegs an seinen Bruder Lion schrieb, sind sehr lesenswert [siehe Feuchtwanger, hrsg.Riess, op.cit., S.214-220]. Zur Zeit seines Todes, im Juli 1947, dachte er daran auf Dauer nach Deutschland zurückzukehren, wo ihm sicher wieder eine bedeutende Rolle beschieden gewesen wäre.

Es ist hier nicht der Platz auf die Rolle von Carl Schmitt in den späteren Jahren des Dritten Reichs und in der Nachkriegszeit einzugehen. Niemand bezweifelt dass er ein intellektuelles Schwergewicht war, dessen Einfluss sich vielleicht mehr in der Zurückweisung als in der Annahme seiner Ideen fühlbar macht. Die Veröffentlichung seines nachgelassenen *Glossariums* kann kaum den Respekt für ihn als Mensch erhöht haben. Seine so oft rechthaberischen Überlegungen können es nicht ändern dass er sich einem Regime und seiner Ideologie verschrieb, das sich dann sowohl materiell wie moralisch als katastrophal erwies. Unter diesen äusserst schweren Umständen hat mein Vater seine moralische Integrität besser bewahrt als sein wenig treuer einstiger Freund Carl Schmitt.

Winchester, den 28.November 2006

Edgar Feuchtwanger